



LIZ CLARK

DIE WELLEN REITERIN

**MEIN TRAUM VOM AUSSTEIGEN,
SEGELN UND SURFEN**

**AUS DEM ENGLISCHEN VON
LEENA FLEGLER**

DELIUS KLASING VERLAG



INHALT

Kurze Vorrede	15
Einleitung	17
1 La Capitana	21
2 Der Traum wird wahr	45
3 Buena manifestación	73
4 Immerwährend wandernde blaue Berge	115
5 Wind in meinem Haar	151
6 Kostbare Lehren	175
7 Abgeschiedene Autonomie	201
8 Die Werft	233
9 Tube-Versuche	251
10 Offenbarungen	295
11 Dunkel und Licht	329
12 Vahine	353







WIND IN MEINEM HAAR

Kurswechsel

Meine drei Wochen in San Diego waren im Nu vorbei. Zu James' Hochzeit zu Hause zu sein war fantastisch, aber zwischen Besorgungen, Treffen mit Freunden und Einkaufslisten fühlte ich mich mal wieder wie eine menschliche Flipperkugel. Ich bin fix und fertig, liege vor Sonnenaufgang in meiner Koje und versuche, mir darüber klar zu werden, was ich als Nächstes tun soll. In der Marina in Tahiti zupft die *Swell* sanft an ihren Tauen, als wäre sie längst wieder bereit, in See zu stechen.

Die Zyklonzeit steht bevor, und ich sollte schleunigst aufbrechen, wenn ich es bis Neuseeland schaffen will – den sichersten und beliebtesten Ort unter Cruisern, die die süd pazifische Wirbelsturmsaison aussitzen müssen. Bis dorthin wären es rund dreitausend Seemeilen mit nur wenigen Zwischenstopps. Auch wenn ich gern länger hierbleiben würde, erreichen die Zyklone auch Französisch-Polynesien. Außerdem ist mein Visum nur einen Monat gültig. Darüber hinaus bin ich besorgt, dass die Follower meines Blogs und

die Leser meiner Zeitschriftenartikel irgendwann das Interesse verlieren, wenn ich ihnen nicht bald neuen Stoff liefere. Ich will nicht riskieren, dass diese wichtige Einkommensquelle über kurz oder lang versiegt. Trotz meiner Erschöpfung scheint die Reise gen Westen die beste Option zu sein.

Während ich immer doch daliege und überlege, was ich alles für die Passage nach Neuseeland vorbereiten muss, fällt mir mit einem Mal wie Schuppen von den Augen: Ich richte meine Reise allen Ernstes gerade nach dem aus, wovon ich glaube, dass andere es von mir erwarten. Dabei wissen die anderen doch gar nicht, wie sehr mich die endlosen Instandhaltungsarbeiten in Anspruch nehmen, das Vorbereiten der jeweils nächsten Etappe, das Studieren der Wettervorhersagen, von E-Mails, Mitfahrerplänen, die sozialen Verpflichtungen gegenüber anderen Cruisern und das Schreiben an sich – und das alles neben meinen täglichen Pflichten und dem Essenkochen.

Was will ich eigentlich?, frage ich mich plötzlich, starre empor an die hellblaue Decke zum Foto meiner Familie und einem Jungfrau-Maria-Aufkleber über der Pritsche. Unwillkürlich muss ich an meine freie Woche draußen im Atoll denken, nachdem Ryan und Taylor abgereist waren.

Ich will entschleunigen.

Ich will frei sein, in meinem eigenen natürlichen Tempo zu reisen. Ich will Zeit, um über mich nachzudenken und mich weiterzuentwickeln. Ich will mehr Natur und Einsamkeit. Ich will nach der Mondphase leben. Niemand verlangt von mir, dass ich in ein und derselben Saison den Pazifik überquere. Den Druck mache ich mir selbst, weil es nun mal das ist, was all die anderen Cruiser tun, die ich unterwegs getroffen habe.

Und wenn ich einfach nach Norden segle?

Die Idee haut mich um. Ich schlage die Decke zurück, springe von der Pritsche und ziehe die Kartenrollen hinter dem Spanngurt über dem Kartentisch hervor. Zu Hause in San Diego bin ich über eine *National-Geographic*-Ausgabe gestolpert, die ich seit meiner Kindheit aufbewahrt habe – und darin über einen Artikel zu Robin Lee Grahams Weltumseglung auf der *Dove*. Ich starre auf die Karte hinab – und da ist sie: die kleine kiribatische Inselkette, die er damals besucht hat. Fünfhundert Meilen nördlich von hier und jenseits der Wirbelsturm-Gefahrenzone! Auf dem Weg dorthin hätte ich fast durchgängig Halbwind. Wenn ich also ein günstiges Fenster erwischte, sollte ich es hin- und wieder zurückschaffen und könnte nach der Zyklonzeit diese Gegend hier weiter erkunden.

Ein junger Segler vom Nachbarboot hat Zugang zu einem Wagen und hilft mir, für meinen Trip gen Norden die nötigen Einkäufe herbeizuschaffen.

»Da oben gibt's nur noch mehr Palmen«, warnt er mich. »Ich würde Reis aufstocken.«

Bei diesen Worten bin ich nur umso vorfreudiger. Ich staple Konserven und trockene Lebensmittel in meinen Einkaufswagen, und dann besorge ich mir sogar ein Fahrrad, weil ich weiß, dass ich in den kommenden fünf Monaten jede Menge Zeit für Erkundungstouren habe. Tags darauf hilft mir mein Nachbar, den Impeller der Wasserpumpe in meinem Motor auszuwechseln und die Schrauben meines Wellenabdichtungssystems anzuziehen. Ich arbeite meine Checkliste ab, während ich in Gedanken schon die ersten Abenteuer erlebe – tanke auf, bevorräte mich mit Trinkwasser, sehe sämtliche Leinen und die ganze Takelage durch und fahre erneut nach Papeete, um mich in Sachen Einreise- und Aufenthaltsbestimmungen schlauzumachen.

An meinem letzten Abend am Dock bekomme ich eine E-Mail von meinem Spanier. »Ich habe Zentralamerika satt, zu viele Touristen, sehr schmutziges Wasser. *Te echo de menos mucho*« – du fehlst mir sehr – »*y el Pacifico* ebenfalls. Ich fahre zurück und suche dich. Bin in einem Monat auf den Marquesas. *Es posible*« – wäre es möglich –, »dass du die *Swell* in Tahiti im Hafen lässt und mir mit dem Flieger entgegenkommst? Dann erkunden wir die Marquesas gemeinsam und segeln irgendwann zusammen weiter, um *Swellito* abzuholen. *Te quiero*, Gaspý.«

Ich kneife die Augen zusammen. Und gleich noch mal. Lese mir die E-Mail noch einmal durch. Starre sie ungläubig an. Dann springe ich von meinem Tisch auf und tanze durch die Kajüte. Meine große Liebe ist unterwegs zu mir!

Fühlt sich wie Freiheit an

Am folgenden Morgen steuere ich die *Swell* in aller Seelenruhe aus dem Hafen. Ich erwarte niemanden und kann mich frei zwischen zig Zielen entscheiden. Dem Spanier habe ich sofort zurückgeschrieben und ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass ich über die Wirbelsturmsaison weiter nördlich segeln will und für den Flug und die Liegegebühr für die *Swell* kein Geld habe.

»Wie wär's, wir treffen uns auf halber Strecke?« Woraufhin er geantwortet hat, wir würden uns in fünf Wochen auf einer kleinen Insel zwischen Tahiti und den Marquesas wiedersehen und dann nebeneinanderher mit beiden Booten weiter nach Kiribati segeln.

Bis dahin bleibt mir jede Menge Zeit. Es fühlt sich merkwürdig an, ganz ohne ein im Vorhinein festgelegtes Ziel durch den Pass zu segeln, aber ich rede mir ein, dass doch darin genau der Luxus besteht, den ich mir gewünscht habe. Statt meinen Kurs von einem Zeitplan oder anderen Verpflichtungen bestimmen zu lassen, sollen der Wind, das Wetter und der Wellengang die Richtung für mich bestimmen.

Noch während ich mich von der Insel entferne und den Einfallswinkel des Windes überprüfe, nähert sich ein Rochen wiederholt von Backbord meinem Heck – genau aus der Richtung, die mir als Kurs am besten erscheint. Ich nehme es als Zeichen, und die *Swell* beschleunigt, als ich die Schoten fiere und die Fock grob raumschots trimme. Ich stelle die Windsteueranlage an, drehe die Lautstärke meines neuen Französisch-Audiokurses auf, lehne mich zurück wie ein Kind an einem ruhigen Bach und genieße einfach nur, wo immer mich die Elemente hinbringen.

In den folgenden Wochen finde ich mit dem Wellengang und Wind zu einem neuen Rhythmus. Immer wenn ich wegen guter Wellen ankern muss, legt sich der Wind und frischt wieder auf und trägt mich voran, sobald die Wellen zum Surfen zu klein werden. Ist es einfach nur glückliches Timing oder eine zwangsläufige Folge, jetzt, da ich mich auf den Takt der Natur eingelassen habe? Aber was immer es ist: Bei all den widerstreitenden, unkontrollierbaren Bedingungen fürs Segeln und Surfen muss ich, wann immer möglich, die Gelegenheiten nutzen und Wellen reiten!

Sobald der Anker geworfen ist, halte ich die Dinge für gewöhnlich schlicht: Ich paddle auf dem Board in die Brandung, statt das Dingi zu Wasser zu lassen, esse nur das Nötigste und verbringe die Vormittage planschend im Wasser. Um über Mittag wieder zu Atem zu kommen, kehre ich rotäugig und durch Sonnencreme und Sand regelrecht paniert auf die *Swell* zurück, hole eine reife Avocado aus der Kühltruhe, schneide sie entzwei, besprenkele sie mit scharfer Soße und mache mich darüber her – gern auf dem Kajütfußboden, wo die Brise durchs vordere Luk meinen Sonnenbrand kühlt. Nach einem Nickerchen oder einer Schreibeinlage paddele ich abends oft noch mal raus und zünde bei meiner Rückkehr auf die *Swell* Kerzen oder die

Stirnlampe an, um den Generator nicht anzuwerfen oder die Akkus immer wieder neu aufladen zu müssen. Ich gehe früh schlafen, wache noch vor Sonnenaufgang auf und sehe immer sofort nach, ob wieder Wellen gehen. Trotz meiner verbrannten Schultern fühlt sich alles, was nicht mit dem Surfen zu tun hat, hier beinahe nach Sakrileg an. So ist es nun mal, wenn man einen Sport betreibt, der so flüchtig und kurzlebig ist!

Als ich aus der Wettervorhersage erfahre, dass der Passat abflauen soll, beschließe ich, die Gunst der Stunde zu nutzen und gen Osten zu segeln. Wieder auf See, fühlt sich der Wind in meinem Haar wie Freiheit an. Zwischen Segelwechseln singe und tanze ich oben ohne in der Sonne. Ist es wirklich in Ordnung, dass ich auf mich allein gestellt so glücklich sein kann?

Über das Alleinsein habe ich nicht immer so gedacht. Tatsächlich hat es mir früher eine Heidenangst eingejagt. Vor meiner Reise hätte mich die Aussicht, einen Samstagabend allein zu verbringen, in Panik versetzt. Ich hatte jede Menge Freunde, Beziehungen, zig widerstreitende Verpflichtungen – und immer mehr geplant, als ich je wirklich geschafft hätte. Ich glaube, in Wahrheit habe ich das Alleinsein gemieden. Vielleicht hätte ich mich ansonsten mit Seiten von mir beschäftigen müssen, die mir gar nicht gefallen hätten?

Zum Glück sind die meisten Dinge viel furchterregender, wenn man sie sich ausmalt, als wenn man sie dann tatsächlich erlebt, und meine Ängste hinsichtlich des Alleinseins erwiesen sich im Nu als unbegründet. Und da ich bereits diverse Etappen allein auf der *Swell* gewesen bin, ist es eine Erleichterung, zu wissen, dass ich nur mit mir selbst ganz gut klarkomme.

Weil meine Entscheidungen außerdem einzig und allein für mich persönlich Auswirkungen haben, lerne ich auch täglich dazu, was ich mag, was ich will, wie es mir wirklich geht. Ich muss mich mir selbst nicht erklären. Die Tage verstreichen in meinem Rhythmus, in meinen eigenen Körpergezeiten und in denen der Natur. Ich wechsele spontan, ja instinkthaft zwischen Arbeiten, die erledigt werden wollen, und menschlichen Bedürfnissen, und dass das so einfach funktioniert, begeistert mich. Ich pinkle leewärts, beiße zum Abendessen bloß von einem Stück Käse ab oder probiere ein spannendes neues Rezept aus – und wenn es missglückt, muss nur ich darunter leiden. Ich kann mich gänzlich in eine Aufgabe vertiefen und spontan entscheiden, mittendrin eine zehnmütige Siesta zu halten. Tatsächlich ertappe ich mich immer wieder bei erholsamen Nickerchen, als müsste ich jetzt den Schlaf

nachholen, den ich mir jahrelang nicht erlaubt habe. Sobald ich auch nur die leiseste Müdigkeit verspüre, lege ich mich aufs Ohr – sei es im Cockpit, auf dem Kajütboden unter einem feuchten Handtuch oder mit einem T-Shirt, das ich seit einer Woche getragen habe, als Kissen.

Hier draußen gibt es niemandem, mit dem ich in Konkurrenz treten kann – ich hab nicht mal einen Ganzkörperspiegel, um an meinem Äußeren zu kitteln. Ich lasse meine Haare wild wachsen, ich lache laut, tanze drauflos, ohne darüber nachzudenken. Ich suhle mich in meinem eigenen Dreck oder verbringe sage und schreibe eine halbe Stunde damit, mir den Skalp zu schamponieren. Ich trage querbeet alles, was ich aus dem Kleiderkorb ziehe – und manchmal auch gar nichts. Mom hat mir ein paar Omaschlüpfer dagelassen, und die werden meine Alltags-Segeluniform. Ich kann schreien, heulen und singen – alles in einem Atemzug –, und keiner ist da, der mich dafür verurteilt. Sich so zutiefst frei zu fühlen sollte jeder können.

Allein zu sein erlaubt mir auch, gewisse Zeichen, Nuancen und Gefühle neu zu durchdringen. Ich muss erneut an *Buena manifestación* denken, an das Hier und Jetzt, an die negativen Erinnerungen, die ich aus meinem Leben getilgt habe, an den Flow, an weniger Getriebenheit. Meine Entscheidungen und mein Kurs werden binnen Sekunden über den Haufen geworfen. Und wenn diese leise Stimme in mir, die ich bislang so erfolgreich ignoriert habe, sagt: »Fahr einfach nicht gleich«, dann schiebe ich die Weiterfahrt auf, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich beginne, mit dieser Stimme eine neue Beziehung zu knüpfen, mit der Stimme der Intuition, und bemerke immer öfter, dass es gut wird, wenn ich auf sie höre, wenn ich richtig hinhöre und dann aus dem Bauch heraus handele. Irgendwas muss also dran sein.

Ohne jemanden, der mich in einem fort an mein Menschsein erinnert, kann ich mit den Wolken fliegen, mich im wirbelnden Wind verlieren und mit dem glitzernden Mondlicht tanzen, das die Wellengipfel erhellt. Mir steht es frei, mit den Sternschnuppen oder mit den Regentropfen durch die Luft zu schießen. All die Beschränkungen, die ich mir selbst auferlegt habe – damit andere mich nicht verurteilen –, sind null und nichtig. Darüber hinaus versuche ich, auch meine Urteile über mich selbst zu hinterfragen. Ich fühle mich bereit, ich selbst zu sein, wohin auch immer das führen mag.

»Vielleicht verliere ich ja den Verstand?«, bemerke ich gegenüber einem Fregattvogel, der über mir seine Kreise zieht. »Aber selbst wenn – das hier fühlt sich einfach richtig an!«

Peni te fare

Bei einem gemütlichen Morgenspaziergang am Strand folge ich meinem neuen pelzigen Freund am Rand eines Riffs entlang: Rocky – ein hübscher, durrer Streuner – japst fröhlich und wedelt mit dem Schwanz, während er die Gezeitenbecken nach Fischen durchstöbert und ich Muscheln sammle, Räder schlage, das Treiben im Wasser beobachte, an einem Seeigel lutsche oder das knorrige Treibholz in diesem sandigen Riffstreifen bewundere. Sobald die Sonne zu stark wird, kehren wir quer über das Inselchen zurück zu dem Gebüsch, unter das ich mein Longboard geschoben habe. Ich umrunde einen Haufen Kokosnussschalen. Als wir an einem Haus vorbeikommen, stolpere ich um ein Haar über eine schief stehende Holzleiter, die ich vor dem sandigen Boden glatt übersehen habe.

»Whoa!«, rufe ich laut und versuche, mein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Als ich im nächsten Moment aufblicke, steht ein alter weißhaariger Polynesier mit einer Dose Spachtelmasse oben auf der selbst gezimmerten Leiter.

»*Iaorana!*«, ruft er zum Gruß.

»*Iaorana!*«, grüße auch ich.

Auch wenn der Mann kräftig aussieht, wird mir ganz mulmig, als ich sehe, wie er freihändig den breiten Oberkörper zur Seite lehnt. Der böige Wind fegt sein weißes Haar so weit zur Seite, dass ich schon Angst habe, er könnte die Balance verlieren. Zu allem Überfluss hat er alles in allem nur noch sechs Zehen.

Zu meiner großen Erleichterung steigt er die Leiter herunter und stellt sich mir als Tautu vor. Er läuft auf einen Wasserhahn zu, um zu trinken, und bietet auch mir ein Glas an. Weil ich von meiner morgendlichen Exkursion durstig bin, nehme ich das Angebot dankbar an. Dann folge ich ihm in den Schatten seiner Hütte. Mit Händen und Füßen und Sprachfetzen gibt er mir zu verstehen, dass er gerade das Haus für einen neuen Anstrich vorbereitet – *peni te fare*, wie das auf Tahitianisch heißt. Er hat seine kompletten siebenzig plus Lebensjahre auf dieser Insel verbracht, davon die letzten zehn allein. Seit fünfzehn Jahren ist er Witwer, und irgendwann ist auch sein einziger Sohn weggezogen, weil er hier keine Arbeit mehr fand.

Spontan biete ich ihm an, zu helfen. Ich will nicht, dass er noch ein einziges Mal auf diese Leiter steigt! Auf seinem Gesicht macht sich ein Lächeln

breit. Wir beenden die letzten Spachtelarbeiten und verabreden uns für den kommenden Morgen um halb acht, um zu streichen.

Sobald ich tags darauf aufwache, paddele ich unter dem klar blauen Himmel auf meinem Longboard an Land. Zuerst rollen Tautu und ich zwei leere Ölfässer heran und stellen sie nebeneinander. Darauf kommen zwei lange Holzbretter, die uns als Baugerüst dienen. Ich streiche die obere Hälfte, er die untere.

Trotz der Sprachbarriere erinnert mich seine ruhige, bedachte Art daran, wie ich immer mit Barry zusammengesessen habe. Die dicke weiße Farbe wird im Lauf des Vormittags zähflüssig, und wir arbeiten hinter dem Haus im Schatten weiter. Rocky jagt unterdessen in der Nähe Krebse.

Gegen elf schlendert Tautu zu einem Steg in der Lagune, wohin ein Nachbar ihm täglich Fisch bringt. Er nimmt fünf, sechs kleine Riffische aus, schuppt sie und verschwindet hinter dem Haus, wo ein großer Eisenspieß aus dem Boden ragt. Mithilfe der Spitze knackt er eine braune Kokosnuss und schält die getrocknete Schale rundum ab, bis nur noch die harte, runde Innenschale übrig ist. Dann klopft er mit dem stumpfen Griff eines großen Küchenmessers einmal rundherum die Schale ab – und wie durch Zauberhand fällt die Nuss in zwei perfekten Hälften heraus. Als Nächstes greift er zu einem Holzbrett mit einer Metallreibe, legt es auf die Eingangsstufe zu seiner Hütte und reibt die Nushälften rhythmisch darüber, bis das gesamte Kokosfleisch in der Schüssel zwischen seinen Füßen gelandet ist.

Neugierig sehe ich ihm dabei zu, während ich gleichzeitig weiter mit dem Farbroller die Wand bearbeite und diskret die Stellen nachstreiche, die Tautu übersehen hat. Wenig später ruft er mir etwas zu, und ich nehme an, er meint: »Essen ist fertig.«

Ich folge ihm ins Haus und wasche mir noch schnell die Hände, während er bereits eine Glasschüssel voll klein geschnittenem rohem Fisch und Zwiebeln sowie einen übervollen Topf mit Reis auf den Küchentisch stellt. Anschließend presst er eine Handvoll frisch geriebene Kokospäne in einem weißen Geschirrtuch über dem Fisch aus. Kokosmilch tropft zwischen seinen Fingern hindurch in die Schüssel. Noch ein paar Spritzer Limette, und das Mittagessen ist fertig.

Als ich Tautu an seinem Tisch gegenüber sitze, muss ich unwillkürlich an all die Gelegenheiten denken, da ich mit Barry essen war oder ihm im Haus geholfen habe – beim Holzaufschichten, Müllrausbringen oder indem ich

irgendwo hochgestiegen bin und etwas repariert habe, was er nicht hätte erreichen können. Jung und Alt brauchen einander. Ich will in einer Welt leben, in der Zeit genug ist, um einander zu unterstützen, und in der die Alten nicht in Heime gesteckt werden. Barry war gut drauf, als ich ihn zuletzt angerufen habe. Er war mit einem Freund auf dessen Boot segeln und sogar im eisigen Wasser schwimmen – eine seiner liebsten Beschäftigungen. Mein Entschluss, zurück gen Norden zu reisen, hat ihn überzeugt, und sein Zuspruch ist ungebrochen.

Drei Tage und eine zweite Farbschicht später sieht Tautus Haus strahlend neu aus. Wie zuletzt jeden Abend, entlässt er mich erst, als ich mehr Fisch eingepackt habe, als ich je zu Abend essen könnte. Ich schnüre die Fische zusammen und lege sie auf die Nase meines Longboards. Ein neugieriges Trüppchen kleiner Schwarzspitzen-Riffhaie folgt mir zum Boot. Ich überlasse ihnen ein, zwei Fische, sobald ich sicher an Bord geklettert bin.

Missglücktes Wiedersehen

Seit einem Monat habe ich von meinem Spanier nichts mehr gehört. Allmählich mache ich mir Sorgen, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte. Ich bin inzwischen dort, wo wir uns verabredet haben, aber von einem anderen Boot keine Spur. Fast täglich rufe ich über Funk den Sailmail-Server auf und downloade E-Mails. Vor dieser Schweigephase hat er mir fast jeden Tag gemailt. Und dann auf einmal kein Wort mehr?

An einem stürmischen Morgen taucht endlich sein Name in meiner Inbox auf. Ich klicke die Nachricht an. »Lissy, ich brauche noch vier oder fünf Tage.« Yay! Aber halt, da steht noch mehr. »Und ich sollte womöglich vorausschicken, dass ich Elena gefragt habe, ob sie mich begleiten will, nachdem du ja nicht konntest, und dass wir jetzt drei Wochen lang gemeinsam unterwegs waren. Elena ist die Frau von der Osterinsel, von der ich dir erzählt habe, als wir uns auf Galapagos getroffen haben. Ich hoffe, du nimmst es mir nicht krumm. Wir hatten beide Ciguatera« – eine häufige Art der Fischvergiftung –, »und zwar ziemlich heftig, wir waren die meiste Zeit krank. Sie ist gestern mit dem Flugzeug heimgefliegen, ich will sie aber wiedersehen, sobald wir zwei uns getroffen haben, damit ich mir sicher sein kann. *Hasta pronto. Te quiero. Gasp.*«

Mein Herz donnert durchs Kajüttdach. Wie konnte er nur? Und warum hat er nicht schon viel früher etwas gesagt? Der Wind heult durch die Takelage, und Starkregen prasselt aufs Deck. Mit einem Mal fühle ich mich furchtbar einsam. Wie konnte er mich wochenlang darüber im Unklaren lassen, während er mit einer anderen einen romantischen Törn unternommen hat? In den folgenden Tagen trauere ich um eine Zukunft, die ich mir mit ihm zusammen ausgemalt habe; und plötzlich fühlt sich das Alleinsein auch nicht mehr friedlich an. Ich lungere auf der *Swell* herum und schwanke zwischen Kummer und Wut.

Ich muss eine Entscheidung treffen. Ich könnte sofort von hier aufbrechen oder aber warten und mich ihm entgegenstellen. In meinem derzeitigen fragilen Zustand fühlt sich ein Treffen nicht sonderlich klug an; ich bin verletzt und eifersüchtig und weiß, dass ich das Ganze nicht einfach so ad acta legen kann. Mein Bauch sagt: »Verschwinde von hier!«, doch mein blödes Herz will einfach nur unbedingt wieder seine Liebe spüren. Langsam bereite ich das Boot auf meine Abreise vor, allerdings bin ich in Anbetracht all der negativen Gefühle angeschlagen, und das macht mir Sorgen. Wenn ich in See steche, muss ich auf der Höhe meiner Kräfte sein.

Zwei Sonnenuntergänge später, und ich sehe sein gelb gebändertes Boot durch den Pass kommen. Als er in der Nähe der *Swell* den Anker wirft, fahre ich zu ihm rüber, um Hallo zu sagen. Die unbeholfene Umarmung entlockt mir ein Winseln. Er sieht dünner aus und leicht verbittert. Dann erwähnt er erneut die Ciguatera, und ich sehe ihn wenig mitfühlend an.

Karmafischvergiftung, schießt es mir durch den Kopf.

Ich warte auf eine Entschuldigung. Ich warte darauf, dass er mich mit Zuneigung überschüttet oder dass er mir erzählt, Elena sei doch nicht die Frau seiner Träume. Dass er mich mehr liebe und alles wieder so werde, wie es mal gewesen sei.

Stattdessen gibt er mir die Schuld. »Oye, du hättest mir entgegenfliegen sollen«, sagt er. »Du bist doch bloß *celosa*« – eifersüchtig. »So schlimm ist das alles doch wohl auch wieder nicht.«

Lektion in Gegenwind

Am nächsten Morgen frischt der Wind aus Südost deutlich auf. Über die gesamte Breite des Passes drückt er von Luv Wellen in die Lagune, sodass unser Ankerplatz nicht mehr sicher ist. Gaspar schlägt vor, dass wir ein Stück nordwestlich zu einer anderen Insel segeln und dort Freunde von ihm besuchen, die eine Perlenfarm besitzen. Ein Teil von mir will nach wie vor wiederaufleben lassen, was wir in Galapagos hatten; außerdem würde die komplette Passage über Gegenwind herrschen – und das würde ich niemals allein wagen. Vielleicht sollte ich die Gelegenheit ergreifen und mir von ihm beibringen lassen, wie man im Gegenwind segelt? Meine Handvoll Versuche in dieser Richtung – wie beispielsweise die propanlose Etappe mit McKenzie – haben sich jedes Mal als extrem schwierig erwiesen. Wenn ich die *Swell* effizient windwärts brächte, könnte mir das ganz neue Möglichkeiten und Ziele eröffnen.

Allzu viel Zeit zum Überlegen bleibt uns nicht, weil die Wellen in der Lagune immer höher schlagen. Also willige ich ein und bereite die *Swell* für die Passage vor. Von seinen Partnerqualitäten bin ich nicht begeistert, aber seinem Segel-Know-how traue ich allemal. Gaspar erklärt mir, wie es funktioniert. »Wir werden *mucho* kreuzen müssen. Bei Windwechseln funktioniert so was besser. Halte *Swellito* nicht allzu hart im *viento*« – im Wind –, »sondern lass ihr genügend Raum zu tanzen. Und stelle sicher, dass die Segel immer fest und flach sitzen. Ich bleibe in der Nähe. Und *ne te olvidas*, Lissy« – denk daran –, »wir haben keine Eile.«

Nervös verzurre ich das Dingi gleich doppelt an Deck und verstaue alles extrasicher. Ich habe ein ums andere Mal erleben müssen, wie leicht die *Swell* mit ihrem langen Baum und dem riesigen Großsegel überwältigt wird. Ich muss höllisch aufpassen, um meine Manöver zwischen limitiert versus kontrolliert und widrigen Umständen versus Vorausrüstung auszubalancieren. Wenn alles läuft wie geplant, stehen uns drei Tage und zwei Nächte im Gegenwind bevor.

Wir lichten gleichzeitig Anker, allerdings bleibt meine Ankerkette in den Korallen unter meinem Kiel hängen. Gaspar hat mich bereits dafür getadelt, dass ich nicht täglich hinuntertauche, um sicherzustellen, dass der Anker sich nicht verheddert, aber ich habe nicht auf ihn gehört.

Die *Octobasse* hält auf den Pass zu, und Gaspar merkt gar nicht, in wel-

cher Klemme ich stecke; verzweifelt versuche ich, per Motor in verschiedene Richtungen zu fahren, damit die Ankerkette freikommt. Weil es nichts hilft, krame ich meine Maske und den Schnorchel heraus. Allerdings muss die Ankerkette locker sein, wenn ich den Anker loskriegen will, also stelle ich das Boot in den Wind. Als die *Swell* so weit windwärts wie nur möglich steht, renne ich zum Bug, springe ins Wasser und ziehe mich an der Kette nach unten. Ich muss die Stelle finden, an der sie sich verhakt hat, bevor das Boot zurückgedrückt wird und wieder Zug auf der Kette liegt. Zu meinem Entsetzen stelle ich fest, dass sie sich um einen Korallenkopf gewickelt hat. Ich habe gerade die erste Schlinge gelockert, als die Kette anzieht. Ich schieße an die Oberfläche, ziehe mich an Deck der *Swell*, stürzte ans Steuerruder und fahre sie wieder zurück. Beim zweiten Tauchgang bekomme ich ein gutes Stück mehr frei. Als ich erneut an die Wasseroberfläche komme, befindet sich die *Octobasse* bereits ein ordentliches Stück jenseits des Passes. Ich ziehe mich erneut an Bord und fahre mein Boot ein drittes Mal über die Kette.

Dass ich angesichts der Gegenwindpassage so nervös bin, macht es nicht besser. Ich stoße ein paar Schluchzer aus, während ich ein weiteres Mal den Gang einlege, dann zum Bug laufe, hinabtauche – dabei bin ich schon jetzt komplett aus der Puste. Ich kämpfe die letzten Umwicklungen der Kette frei und schneide mir dabei die Hände an den scharfen Korallen auf. Trotzdem – ein Kettenglied hat sich in einem Spalt verklemmt, der so eng ist, dass es sich nicht lösen will.

Meine Lunge schreit nach Atemluft, und ich muss auftauchen. Doch gerade als ich mich abstoßen will, sehe ich im Augenwinkel etwas von hinten über mich drüberschwimmen. Ich erstarre – es sind mehrere Riffhaie, denen ich völlig egal bin. Sobald sie vorbeigeglitten sind, schieße ich an die Oberfläche, schnappe nach Luft und sehe bereits Sternchen. Als ich wieder halbwegs zu Atem gekommen bin, ziehe ich mich an Bord und lege mich erst mal aufs Deck. Mit der Wange auf dem rutschsicheren Deckbelag erhasche ich einen Blick auf die *Octobasse*, die zurück durch den Pass kommt.

»Wird aber auch Zeit«, murmele ich.

Verärgert und dummstolz zugleich rappele ich mich zum letzten Versuch auf. Ich will seine Hilfe nicht. Ich atme mehrmals tief ein, um meine Lunge zu füllen. Diesmal weiß ich genau, was zu tun ist. Ich fahre die *Swell* zum vierten Mal vor, nehme den Gang raus, springe in derselben Bewegung über die Reling und tauche nach unten. Dort packe ich die Kette zu beiden Seiten

der Stelle, wo sie sich verklemmt hat, und rucke mit ganzer Kraft hin und her, bis sie sich in der perfekten Position befindet, sodass sie freikommt, sobald sich Spannung auf die Kette legt. Ich sehe, wie sie sich strafft, und dann – *plopp!* – reißt das eingeklemmte Kettenglied aus dem Spalt. Ich tauche wieder auf, und diesmal kreist die *Octobasse* um mich herum.

»¿Qué pasa?« Was los ist, will der Spanier wissen.

»Alles im Griff!«, rufe ich zurück, bin stolz und verbittert zugleich, und mir ist schummrig.

Die erste Hürde wäre genommen. Doch jeder Windstoß, der an meinen Ohren vorbeidröhnt, zeugt von den weiteren Herausforderungen, die mir bevorstehen. Ich atme tief durch und rufe mir in Erinnerung, dass ich nur bedächtig sein und mich immer bloß auf die nächste Aufgabe konzentrieren muss. Zuallererst muss ich die *Swell* durch den schmalen Pass steuern, ohne das Riff zu touchieren. Ich halte darauf zu und sehe, wie der Grund gefährlich ansteigt, doch die *Swell* gleitet sauber darüber hinweg. Als die Strömung uns dahinter ins tiefe Wasser ausspuckt, drehe ich den Bug in den Wind, hisse das Großsegel bis zum dritten Reff, ziehe das kleine Vorsegel hoch und schließe mich der *Octobasse* an.

Unser erster Tag läuft besser als befürchtet. Mein wachsendes Selbstvertrauen zeigt sich daran, dass ich beständig ausreffe. Wir kreuzen alle fünf, sechs Stunden, sodass wir im Verhältnis zu unserem Ziel alles in allem halbwegs auf Kurs bleiben, wie Gaspar erklärt, auch wenn der Wind drehen sollte. Doch sobald es Abend wird, werden sowohl die Winde als auch der Seegang stärker. Die *Swell* buckelt und windet sich, und mit jeder fünften Welle spült Wasser übers Vorderdeck und in die Luke. Unter dem Neumond und der dichten Wolkendecke ist die Nacht besonders dunkel. Ich blinzele in die Finsternis und hoffe, den uns entgegenschlagenden Sturm rechtzeitig zu sehen, bevor er uns erwischt.

In der Kajüte fliegt alles umher, und schon bald sieht es aus, als wollte ich dort einen nautischen Garagenflohmarkt veranstalten. Die hölzernen Verbindungen und Püttings ächzen, und sosehr ich mich dagegen verwehre – ich bin seekrank. Ich kauere in der leeseitigen Ecke unter dem Spritzschutz und schließe ganz kurz die Augen. Was mache ich hier eigentlich? Ich fühle mich beschissen. Ich habe Angst, und ich bin drauf und dran, mein kostbares schwimmendes Zuhause in Gefahr zu bringen. Das hier ist einfach nur grässlich. Trotzdem will ich es schaffen. Gaspar und ich funken einander alle

paar Stunden an, und ich gestehe ihm gegenüber ein, wie machtlos ich mich angesichts der heftigen Sturmböen und der rauen See fühle.

»Wir sind so sehr am Kämpfen – und ich werde seekrank! Die Böen kommen so plötzlich, dass ich sie gar nicht sehen kann!«

»*Cálmate*, meine kleine Kämpferin, und versuch zu entspannen. Wir kommen doch gut voran. Bei Nacht ist eben alles schwieriger. Ich weiß, es ist ungemütlich, aber ruf dir immer wieder ins Gedächtnis, dass *Swellito* genau dafür gemacht ist!«

Ich soll mich entspannen? Unmöglich! Ich starre die ganze Nacht über auf den Radar, um etwaige Squalls vorzusehen. Die Korallenschnitte in meinen Händen brennen, wann immer ich an Leinen ziehe und Segel hisse oder einhole, um mich wiederholt neu auf die wechselnden Winde einzustellen. Die Zyklonzeit ist bereits angebrochen – und das heißt: mehr Böen und mehr Regen.

Am folgenden Morgen hebe ich den Kopf vom pitschnassen Kissen und verspüre einfach nur Übelkeit und Erschöpfung, sobald ich die dunkle Wolkenbank sehe, die auf uns zu kommt. Ich laufe zum Mast, um das Großsegel zu reffen, und schaffe es gerade rechtzeitig zurück ins Cockpit, als eine heftige, wütende Bö uns erwischt. Mir kommen fast die Tränen, als die *Swell* sich bis zur Reling neigt – und das trotz der minimalen Segelfläche. Als eine zweite Bö folgt, verliert *Monita*, die Windsteueranlage, die Kontrolle über das Ruder. Ich hechte ans Steuerrad. Wir krängen heftig zur Seite und werden immer schneller, doch zu meiner großen Überraschung werden wir diesmal nicht überschwemmt, sondern die *Swell* schießt sauber durchs Wasser.

Noch während um uns herum der Regen niederprasselt, stiehlt sich ein Sonnenstrahl durch einen Riss in den Wolken und fällt auf die wilde weiße Tropfenschicht, die über der Wasseroberfläche aufsteigt. Der Regen peitscht derart kraftvoll aufs Meer, dass jeder Tropfen in eine Million davonschießende Fragmente zerspringt. Die goldwarmen Sonnenstrahlen erleuchten jedes einzelne davon – so etwas habe ich noch nie gesehen.

Atemlos stehe ich am Steuer und bin schier hypnotisiert von der wilden Schönheit der See. Während die *Swell* weiter durch die märchenhafte Szenerie pflügt, schlägt meine Angst um in Dankbarkeit. Ich bin bis auf die Knochen nass, und meine Oberschenkel brennen, weil ich mich anhaltend gegen die Neigung stemme, trotzdem durchflutet mich ein Gefühl von Lebendigkeit. Ich schwöre mir, jeden mentalen Protest von nun an einzustellen und

die Möglichkeit, meine Segelkünste zu erweitern, mit offenen Armen willkommen zu heißen. Was immer aus dem Spanier und mir werden sollte – ich habe meine Komfortzone verlassen und häufe neues Wissen an, und zudem ist diese wunderbare Naturerfahrung jetzt schon eine kostbare Belohnung.

Mein Blickwinkel mag sich verändert haben, doch auch der zweite Tag und die darauffolgende Nacht sind wieder identisch: ständige Segelwechsel, sich unter dem Wind wegducken, Nässe, Übelkeit. Am dritten Morgen haben wir zwar nur mehr 30 Meilen vor uns, aber jede einzelne davon ist ein Kampf. Wir kommen nur voran, indem wir konstant in den leichten Winddrehungen wenden. Bis elf Uhr habe ich keine acht Meilen geschafft. Ich bin unendlich erschöpft von den ständigen Manövern. Als die starken Böen für kurze Zeit nachlassen, ziehe ich mich nach unten zurück, um meine Schnittwunden zu verarzten und mich auszuruhen.

Keine Ahnung, wie lang ich geschlafen habe – doch als das Boot abrupt nach Steuerbord reißt und beschleunigt, wache ich auf. Ich springe aus meiner Koje, aber es ist zu spät: Der Wind drückt uns so sehr auf die Seite, dass das Wasser schon über die Steuerbordreling schwappt. Panisch löse ich die Fockschot. Durch das heftige Flattern reißen drei lange horizontale Löcher ins Segel, noch ehe ich imstande bin, es einzuholen.

Ich starre hoch in die Fetzen, die wie weiße Fähnchen im Wind hin und her peitschen. Und auch ich will die weiße Fahne hissen. Bei der Aussicht, noch eine weitere durchnässte und durchwachte Nacht auf See zu verbringen, stöhne ich laut auf. »Scheiße!«, brülle ich dem Wind entgegen.

Nur habe ich jetzt keine Zeit für Trotz und Wut. Jede Sekunde, die ich verstreichen lasse und in der ich nicht vorwärtskomme, verringert die Wahrscheinlichkeit, dass ich vor Sonnenuntergang am Ziel bin. Ich renne nach unten und zerre meine Ersatzgenua hervor, schleife sie zum Vordeck, setze das Solent-Stag und hänge die Stagreiter des neuen Segels ein.

Bis der Wind hineinfährt, habe ich eine volle Tageslichtstunde vergeudet. Und als ich dann auch noch meine Geschwindigkeit kontrolliere, rutscht mir das Herz in die Hose. Dreieinhalb Knoten. Ich muss den Motor zu Hilfe nehmen, am Steuer bleiben und mit jeder neuerlichen Bö strategisch steuern und kreuzen, um jeden einzelnen stärkeren Windstoß zu nutzen und wieder Fahrt aufzunehmen.

Als die Sonne untergeht, sind wir immer noch mehrere Meilen von unserem Ziel entfernt. Die *Swell* und die *Octobasse* kreuzen wiederholt durch

den neuerlich gefährlichen Wind, bis wir zu guter Letzt den Pass erreichen. Das Licht wird schon schwach, und die Durchfahrt durch die mir unbekannte Öffnung im Riff verspricht, eine Nervenprobe zu werden. Allerdings ist Gaspar hier zuvor schon gewesen, und ich vertraue darauf, dass er uns beide sicher hindurchlotsen kann. Ich lasse die kleine Fock runter und fädele mich hinter ihm ein. Mit einem Mal ändert er abrupt den Kurs. Im nächsten Moment höre ich seinen spanischen Akzent über Funk: »*Swellito*, ich hab ein Problem *con mi motor*. Fahr schon mal ohne mich vor. Die Strömung *es demasiado fuerte*« – viel zu stark –, »um nur unter Segeln einzufahren.«

Die Ebbe zieht mit über vier Knoten Wasser durch den Pass, sodass Gaspar ohne seinen Motor warten müssen, bis die Tide kippt. Also muss ich den Pass allein durchqueren und in der aufkommenden Dunkelheit den nächstbesten sicheren Ankerplatz ansteuern.

Beziehungsende und ein neuer Anfang

»Lissy! Liiiiissy! ¡*Llevántate!*« – »Wach auf!«

Am folgenden Morgen höre ich Gaspars Stimme von draußen und schlage die Augen auf. Aber ich will mich nicht rühren.

Inzwischen liegen beide Boote sicher hinter der überspülten Riffzunge am südlichen Ende der Lagune vor Anker. Mit geschärften Sinnen habe ich die Passdurchfahrt hinter mich gebracht, Perlzuchtanlagen und Korallenköpfe umschifft und im letzten Glimmen des Tageslichts den kaum noch erkennbaren Ankerplatz angefahren. Fünf Stunden später kam auch die tropfnasse *Octobasse* an.

Ich krieche aus der Kajüte und sehe den Spanier neben der *Swell* im Wasser schwimmen.

»Du bist echt tough«, ruft er zu mir hoch. »Die Durchfahrt hat mich schwer beeindruckt.«

»*Gracias*, allerdings ist mein Segel zerfetzt.«

»Nächst du nicht gern?«, gibt er augenzwinkernd zurück, und ich zucke mit den Schultern.

»¿*Desayuno?*« – »Frühstück?«, frage ich.

Das Wetter wird erst deutlich schlechter, ehe es wieder angenehmer wird. Regen und heftige Böen peitschen über unseren Ankerplatz. Ich hole den

verpassten Schlaf nach, Gaspar und ich verbringen Stunden mit Gesprächen, und mit einem Edding markiere ich sämtliche Stellen, an denen die *Swell* leckt, damit ich sie bei besserer Witterung wiederfinde und abdichten kann. Ein letzter Sturm weht mit mehr als 40 Knoten über das Atoll und dann ... Stille.

Ich bin froh, als ich am folgenden Morgen die Sonne aufgehen sehe. Endlich Zeit, die Gegend zu erkunden! Gaspar und ich gehen tauchen, schlendern durchs Dorf, kochen zusammen und verbringen Zeit mit seinem Kumpel Josh und den netten Leuten, die auf der Perlenfarm arbeiten. Zu zweit versuchen wir, vor allem jetzt, da Weihnachten vor der Tür steht, jene Gefühle wiederzubeleben, die wir auf Galapagos füreinander empfunden haben. Allerdings kommen mir mein Misstrauen und meine Reizbarkeit wiederholt in die Quere. Ich wünschte mir, er würde sich bei mir entschuldigen und zumindest versuchen, das Ganze zur Abwechslung mal aus meiner Sicht zu betrachten. Wann immer er von der anderen Frau erzählt, triggert er meine Unsicherheiten – genau wie mit seiner Kritik an einigen meiner Charaktereigenschaften. Auf der *Octobasse* hängen überall Zeitungsausrisse mit bildschönen Frauen zwischen Fotos seiner selbst mit diversen Ex-Freundinnen. Eines Abends, während ich gerade Pizzateig knete, muss ich ihn fragen: »Was soll das eigentlich mit all den Fotos?«

»Ich mag sie einfach. *Están hermosas*« – sie sind schön –, »und warum störst dich das überhaupt, Lissy? Das sind doch nur Fotos. Du bist echt«, sagt er. »Glaubst du nicht, dass du nicht auch schön bist?«

Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll. Seine Frage hat mich an einem wunden Punkt erwischt.

»Nicht so schön wie sie«, flüstere ich. Ich hasse ihn dafür, dass er genau weiß, wie er meine Schwächen bloß legen kann. Ich versuche, mich an die Predigt der Wolkengöttin zu erinnern, aber es fällt mir sehr schwer.

Und nach und nach wird meine innere Stimme hinsichtlich unseres Verhältnisses deutlicher. Mir wird langsam, aber sicher klar, dass ich allein weitersegeln muss. Gaspar kann ein ziemlicher Mistkerl sein, aber auch ich bin auf meine spezielle Weise nicht minder kompliziert. Wir sind beide zu stolz, um Fehler einzugestehen, insofern würde es nie funktionieren, gemeinsam an unseren Schwächen zu arbeiten. Ich beschließe, ohne ihn weiter nach Kiribati zu segeln – 1.195 Seemeilen nördlich von unserem derzeitigen Liegeplatz.

Ich will so schnell wie möglich aufbrechen. Allerdings muss ich das Segel flicken, diverse Lecks stopfen und mir frisches Obst und Gemüse besorgen. Die Leute aus dem Dorf versichern mir, dass das Versorgungsschiff demnächst kommt, aber Tag für Tag halte ich vergebens danach Ausschau. Mein Hunger nach Grünzeug ist übermächtig, außerdem ist mir der Käse ausgegangen, was für mich eine echte Katastrophe darstellt. Ein münzgroßer Abszess an meinem rechten Arm platzt auf, und ich frage mich, ob es am Stress liegt oder am Mangel an frischen Nahrungsmitteln.

Wenn ich das Segel reparieren will, muss ich eine Stelle finden, wo ich es ausbreiten kann. Josh und meine neuen Freunde von der Perlenfarm finden ein dunkles Kämmerchen für mich, in dem ich mich an die Arbeit machen kann. Auch wenn es dort nach Katzenpipi riecht, nehme ich das Angebot dankbar an und verbringe die folgenden drei Tage mit dem Vernähen der Risse im Segel. Als ich endlich fertig bin, wittere ich nur mehr Freiheit und beginne mit den Vorbereitungen meiner nächsten Etappe. Ich habe die Hoffnung auf frischen Proviant schon aufgegeben, als am Ende doch ein kleines, kompaktes Frachtschiff am Horizont auftaucht, sodass ich meine Taschen mit teurem, aber unendlich wertvollem Gemüse vollstopfen kann.

Gaspar zeigt mehr Verständnis, als ich erwartet hätte, als ich ihm meine Entscheidung mitteile, ohne ihn weiterzusegeln, und er geht sogar auf meinen Vorschlag ein, sich bis zum Ende der Zyklonzeit eine alternative Anlaufstelle zu suchen, damit wir uns nicht in die Quere kommen. An unserem letzten gemeinsamen Morgen zeigt er mir noch, wie ich am besten die Sturmfock vorrigge, damit sie bereitliegt, sobald ich sie hissen muss. Und er empfiehlt mir, sie immer bei auffrischendem Wind zu setzen, weil die geflickte Genua heftigerem Druck nicht standhalten dürfte. Ich bedanke mich bei ihm für die gemeinsame Zeit und all die Dinge, die er mir beigebracht hat. Nach dem Frühstück lichte ich den Anker und steuere die *Swell* aus der Lagune. Die *Octobasse* und der Spanier verschwimmen bei meinem letzten tränenverschleierte Blick über die Schulter zu einem gelblichen Fleck.

Silberstreif

Sobald die *Swell* durch den Pass hinaus aufs offene Meer gleitet, fühle ich mich wie neugeboren. Ich bin wieder allein unterwegs, weil mein Herz ein-

fach weiß, dass es so besser für mich ist, auch wenn ich eingangs geglaubt habe, dass es sicherer wäre, diese lange Passage über den einsamen Pazifik im Konvoi mit der *Octobasse* zu segeln. Dass ich meiner eigenen Wahrheit gefolgt bin – diesem Energieschub, der auf eine Entscheidung folgt, die der eigenen Seele guttut, sei sie nun vernünftig oder nicht –, macht mich zutiefst glücklich. Wenn Shannon recht gehabt hat und Gott – mit den Mutigen ist, dann habe ich jetzt sämtliche Mächte auf meiner Seite. Ich setze die Segel, steuere einen leichten Raumschotskurs, lehne mich zurück und lasse mir durch den Kopf gehen, was seit meinem Wiedersehen mit Gaspar passiert ist. In dieser Hinsicht sind die Zeiten an Bord für mich zu so etwas wie Erholungszeiten geworden – Atempausen, in denen ich verarbeiten kann, was früher – da ich immer »irgendwo« unterwegs war – Realität für mich war. Im »Nirgendwo« des Ozeans kann sich mein Verstand endlich mit Dingen auseinandersetzen und sie aus neuen Blickwinkeln betrachten.

Einerseits bin ich niedergeschlagen, dass es mit mir und dem Spanier nicht hingehauen hat; andererseits erinnere ich mich gern an die fröhlichen Momente zurück. Er hat mir eindeutig dazu verholfen, eine bessere Seglerin zu werden, und mich auf einige Dinge hingewiesen, die die *Swell* wesentlich funktionaler gemacht haben.

In seiner Begleitung habe ich mich außerdem zusehends getraut, bis in knapp 20 Meter Tiefe zu tauchen und auf 15 Meter hohe Kokospalmen zu klettern. Mein Boot mag inzwischen weniger hochglanzpoliert sein, aber Gaspar hat mir beigebracht, mich darum nicht mehr zu scheren und auf Äußerlichkeiten nichts mehr zu geben.

Als es jedoch mit uns als Paar bergab gegangen ist, sind einige meiner schlechteren Eigenschaften erneut in Erscheinung getreten – und jedes Mal hat Gaspar sofort den Finger in die Wunde gelegt. Wenn ich also die ewige Liebe und meinen Segelpartner finden will, muss ich hart an mir arbeiten. Und falls dafür Selbstachtung nötig ist, dann sollte ich schleunigst damit loslegen.

Während die *Swell* durch die spiegelglatte See gleitet, ziehe ich mein Tagebuch hervor und schreibe zuoberst auf die nächste leere Seite: »Heute will ich einige Fortschritte machen – mithilfe der folgenden Listen.« Als Erstes folgen die »DINGE, DIE ICH NICHT AN MIR MAG«. Mir fallen sofort 18 Punkte ein – unter anderem bin ich habgierig, eifersüchtig, überkritisch und zu reaktiv.

Dies niederzuschreiben fühlt sich bereits an wie der erste Schritt zur Beserung – als wäre die formale Anerkennung jedes einzelnen Punktes ein Versprechen an mich selbst.

Meine nächste Liste überschreibe ich mit »DINGE, DIE ICH MIR VERZEIHEN SOLLTE«: beispielsweise dass ich gemein zu meiner kleinen Schwester war, dass ich ein paar meiner Freunde angeflunkert habe, auf meine Eltern losgegangen bin und mit Jungs geschlafen habe, mit denen ich insgeheim gar nichts zu tun haben wollte.

Die letzte Liste lautet: »WAS ICH SEIN WILL«. Darauf steht unter anderem, dass ich großzügig sein will, mir selbst und anderen gegenüber ehrlich, selbstbewusst, emotional ausgeglichener, positiver eingestellt, geduldig, leichtfüßig und unvoreingenommen.

Jeder sieht in mir die selbstbewusste Seglerin, aber ganz gleich, wie viel Lob ich dafür einheimse, dass ich als Skipperin der *Swell* unterwegs bin, ganz egal, wie weit ich segele oder wie viele Artikel mit Fotos von mir erscheinen – nichts davon führt wirklich dazu, dass ich mich selbst lieben kann, das ist mir klar. Auf Selbstliebe Kurs zu halten ist nun mal nicht annähernd so leicht, wie irgendwelche Koordinaten ins GPS einzugeben. Ich weiß ehrlich gestanden nicht, wo es mit mir persönlich hingehet oder wie ich dort hinkommen soll; ich weiß nur, dass ich dieses Ziel brauche.

Im Gegensatz zu meiner inneren Unruhe ist der Pazifik einfach nur herrlich ruhig und in alle Richtungen schillernd blau. Außer Wolken und Vögeln ist hier bislang weiter nichts unterwegs. Monita und der Nordostwind halten die *Swell* auf konstantem Kurs auf unsere avisierte Insel zu. In den ersten drei Tagen lege ich durchschnittlich 140 Meilen zurück. Immer morgens und abends markiere ich meine Position auf der großen papiernen Pazifik-Seekarte. Langsam, aber sicher wandern die Kreuzchen nordwärts. Unterdessen verschlinge ich Bücher, schreibe Gedichte, lese und schreibe E-Mails, pflege meinen Abszess wieder gesund, knabбере an Salzgebäck und sehe immer wieder lang übers Meer – als wären dort sämtliche Antworten zu finden.

Für mich ist das Meer, der Ozean, eher weiblich als alles andere: mit den ständigen Launen, den eleganten Kurven, dem Potenzial, Hingucker zu sein – und der offensichtlichen Abhängigkeit von der Mondphase. Unsere Beziehung geht über eine rein romantische weit hinaus. Sie ist immer da, die See – bietet in ihrer nassen Umarmung Verspieltheit, Gesellschaft, Perspek-

tiven, Nahrung und ein Ventil für Gefühle. Es gibt Momente, in denen ich sie nicht verstehe, aber ich verstehe mich selbst auch nicht immer, das ist schon in Ordnung. Sie zu lieben, schenkt mir so viel mehr, als sie zu fürchten.

An meinem vierten Tag auf See wird die *Swell* von einer dunklen Wolkenbank verfolgt, die anhaltenden Regen und einen auffrischenden Wind mit sich bringt. Die Wellen sind höher geworden und rücken enger zusammen, schütteln uns durch und kriechen oft seitwärts übers Deck oder ins Cockpit. Für mich heißt das: entweder Salzwasser von Kopf bis Fuß – oder ich ziehe mich in die stickige Kajüte zurück. Ich mag es kaum zugeben, aber ich bin schon wieder seekrank. Sobald die See rauer wird, ziehen sofort eine anhaltende Übelkeit und Schläfrigkeit auf. Inzwischen habe ich mich damit abgefunden, dass Segeln auch Leiden bedeuten kann. Andererseits heißen Ungemütlichkeit und Unvorhersehbarkeit eben auch, dass ich mit etwas Ursprünglichem, Echtem, mit dem wahren Menschsein in Berührung komme. Die weniger privilegierte große Mehrheit der Menschen muss mit solchen Umständen tagtäglich zurechtkommen. Ich hasse es, wenn mir übel ist, wenn ich müde bin, nass, schmutzig und verunsichert. Gleichzeitig liebe ich es, meine eigenen Grenzen auszutesten und meinen Durchsetzungswillen zu trainieren.

Gegen fünf Uhr nachmittags komme ich wieder nach oben, um Luft zu schnappen, und blicke dem nächsten Sturm entgegen. Weil mir so schlecht ist, kann ich mich kaum dazu durchringen, die Segel zusätzlich zu reffen. Ich schlüpfe in meine Regenjacke und wappne mich gegen die Winde, will sie einfach nur aussitzen. Doch als der Sturm sich nähert, dreht er obendrein um zehn Grad und bringt mich vom Kurs ab. Monita, die fünf Tage lang verlässlich gesteuert hat, verliert die Kontrolle, sodass wir uns mit flatternden Segeln in den Wind drehen – was ungefähr die schlimmste Position für das geschwächte Großsegel ist. Ich eile zur Genua und zerze mit all meiner Kraft an der Rollrefleine, um das Segel aufzuwickeln. Als ich mit dem letzten Armzug von der Winsch aufblicke, sehe ich einen neuen, riesigen Riss parallel zu den geflickten Stellen.

Augenblicklich habe ich weiche Knie. Tränen mischen sich mit dem Regen und den Salzwasserspritzern auf meinem Gesicht, nur dass Heulen jetzt nichts bringt. Ich krabbele an meinem Lifebelt zum Bug und kauere mich zwischen das Dingi und die Rettungsleinen, um mir anzusehen, wie ich vor Einbruch der Dunkelheit das kaputte Segel runter- und die Sturmfock hoch-

kriegen soll. Ich muss ganz vorsichtig und hoch aufmerksam sein. Jetzt ein Fehler, und es könnte in einer Katastrophe enden.

Nachdem ich meinen Plan im Kopf noch mal durchgegangen bin, krabbele ich zurück ins Cockpit, lasse den Motor an, drehe die *Swell* windabwärts und schalte den Autopiloten ein. Dann hisse ich die Sturmfock am Solent-Stag, um zusätzlichen Druck von der Genua zu nehmen. Sie muss allerdings in voller Größe gehisst sein, bevor ich das Fall lösen und das komplette große Vorsegel über die Rollvorrichtung einholen kann. Indem ich mit Vollgas in den Wind drehe, hoffe ich, das Segel runterzukriegen, ohne noch mehr Schaden anzurichten.

Und es funktioniert! Ich raffe das große Vorsegel zusammen, das langsam auf das umgedrehte Dingi niederfährt, und werfe es kurzerhand ins Hauptluk. Es landet in einem riesigen, nassen Segeltuchhaufen auf dem Kajütfußboden.

Sobald die Sturmfock gesetzt ist und Monita das Ruder wieder übernommen hat, schlägt mein kurzer Moment des Stolzes um in Grauen. Ich starre in die Kajüte hinab und könnte bei der Vorstellung, dieses Segel zu flicken, während wir derart herumgeschleudert werden – und bei dem Gestank! –, einfach nur kotzen. In der ohnehin stickigen Kajüte macht sich der Geruch alter Katzenpisse breit. Ich beiße die Zähne zusammen und steige an diesem Abend nur noch über meinen neuen Mitbewohner hinweg, während uns draußen immer neue Böen herumschleudern. Am nächsten Morgen trägt auch noch eine Grunddünung aus Norden zum heftigen Schwanken bei, obgleich die *Swell* für die Wellen gegen die Bootsseite schon zu wenig Segel gesetzt hat. Aber ganz gleich, wie sehr wir Schaukeln – 500 Meilen von der nächsten Insel entfernt muss das Segelflicken wohl oder übel losgehen.

Erst wühle ich mich durch den Haufen, um den Kopf zu finden, und ziehe ihn in der Vorpiek bis unter die Decke. Dann schnappe ich mir das Schothorn und ziehe es in Richtung Pantry. Das Segel nimmt die komplette Kajüte ein. Halb kauern und halb darauf liegend, klebe ich meine letzten 25 Zentimeter Dacron-Segelreparaturband über die schlimmste Stelle und verstärke das Ganze, indem ich es per Hand vernähe. Auf den Rest appliziere ich beidseitig Stücke aus Segeltuch. Unterdessen holpert die *Swell* immer weiter. Bei ihren unrunder Bewegungen in Kombination mit der anstrengenden Arbeit und dem stechenden Gestank muss ich zwischendurch wiederholt nach oben rennen, um frische Luft zu schnappen.

Um Viertel vor eins in der Nacht schreibe ich ins Logbuch: »Fast fertig mit Nähen, dem unsteten Wetter sei KEIN Dank. Die letzte fiese Böe hat immerhin eine halbe Stunde angehalten! Ich habe das Groß gehisst, aber nein, natürlich war das nicht genug: Ich musste auch noch meine letzte trockene Unterhose ablegen, erneut durch den eiskalten Regen an Deck laufen und es bis zum dritten Reff einholen. Wieder klatschnass. Ob es inzwischen zu spät ist für Macaroni and Cheese? Ganz bestimmt nicht!«

Am Morgen beschließe ich, das komplette fragile Vorliek mit einer doppelten Schicht Panzerband zu verstärken. Einige per Hand gesetzte Stiche alle paar Zentimeter sollten reichen, um das Tape an Ort und Stelle zu halten. Ich hoffe nur, dass das Segel für die letzten 500 Meilen hält. Ich habe seit meiner Abfahrt kein einziges anderes Boot mehr gesehen.

Nach zweieinhalb Tagen, die ich mit Nähen verbracht habe, legt sich der Wind gerade hinreichend, um die Genua wieder zu setzen. Im Handumdrehen bläst der Wind hinein, und die neuen silberfarbenen Säume verleihen dem Segel eine Art gepanzerte Selbstsicherheit. Ich finde zwei Fliegende Fische an Deck; sie werden nicht umsonst gestorben sein. Nachdem ich die Luke aufgerissen habe, um drinnen zu lüften, mache ich mich an die Arbeit und koche mir die erste richtige Mahlzeit seit Tagen, um mein zweijähriges Jubiläum auf See zu feiern. Noch während ich die Kartoffeln abwasche und den Fisch brate, schlägt eine Welle von der Seite herein. Literweise Seewasser spritzt genau ins mittlere Luk, auf meine Pritsche und auf das Bettzeug. Meer : Skipperin: 1 : 0.

Die Seeluft ist schwer und salzig, als ich später auf meinem Vierzig-Fuß-Schaukelstuhl sitze und den Blick über meinen endlosen Wasserhinterhof schweifen lasse. Ein Schwarm kleiner Sturmtaucher – zumindest sehen sie so aus – schießt direkt vor der *Swell* über die Wellen. Wann immer sie zur Seite gefegt werden, kreischen sie laut und schlagen Saltos am Himmel. Ich entschuldige mich für die Störung. Ihre kleinen gefiederten Leiber sehen eigentlich viel zu zierlich aus, um so weit draußen auf hoher See zu sein, dabei sollte ich inzwischen selbst wissen, dass zum Überleben auf dem Meer wesentlich mehr nötig ist als reine Körpergröße und -kraft.

12.834 Seemeilen geschafft

Wir danken folgenden Verlagen für die freundliche Abdruckgenehmigung der Zitate:

S. 119: Textauszug aus Jack Kerouac: Gammler, Zen und hohe Berge. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1971, Deutsch von Werner Burckhardt (neu durchgesehen und überarbeitet von Michael Kellner. 4. Auflage 2019; © 1963/2010 by Rowohlt Verlag GmbH), S. 180

S. 226: Textauszug aus Herman Melville: Moby Dick. insel taschenbuch (Nr. 4539, 7. Auflage), S. 88; © Aufbau, Berlin 1956, Deutsch von Alice und Hans Seiffert.

Text © Liz Clark

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Swell – A Sailing Surfer's Voyage of Awakening« bei Patagonia Books, Patagonia Inc., Santa Clara.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage

ISBN 978-3-667-11982-7

© Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld

Aus dem Englischen von

Leena Flegler

Lektorat: Birgit Radebold

Coverfoto: Adrian Midwood

Umschlagrückseite: Bianca Lazarus

Illustrationen: Daniella Manini

Umschlaggestaltung: Felix Kempf,

www.fx68.de

Layout: Axel Gerber auf Grundlage von MaryJo Thomas

Lithografie: Mohn Media, Gütersloh

Gesamtherstellung: Couleurs Print & More, Köln

Printed in Slovenia 2020

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlages darf das Werk weder komplett noch teilweise reproduziert, übertragen oder kopiert werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21,

D - 33602 Bielefeld

Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115

E-Mail: info@delius-klasing.de

www.delius-klasing.de